

Co Wüst

**Noch vor
Mitternacht**

Kriminalroman

Scholastika Verlag
Obing

Erschienen im
Scholastika Verlag
Schulstraße 7a
83119 Obing
Tel.: 08624/879701
www.scholastika-verlag.de
E-Mail: scholastika.verlag@yahoo.de

Zu beziehen in allen Buchhandlungen,
im Scholastika Verlag und im Internet.

Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage
© 2017 Scholastika Verlag, 83119 Obing
ISBN 978-3-947233-04-5
Titelbild: pixabay.com
Druck: Hallwisch GmbH, Gammelshausen

1 Dass mir diese Frau Ärger machen würde, wusste ich sofort, bereits von dem Moment an, in dem sie im grellen Neonlicht des Hausflurs auf der Türschwelle zu meiner Detektei stand.

Ich hatte den Nachmittag ausnahmsweise in geradezu meditativer Beschaulichkeit verbracht, indem ich den Schneeflocken zugesehen hatte, die gegen die Scheibe des einzigen Fensters meines Büros getrieben wurden, wo sie für einen Moment kleben blieben, ihre ganze kristallene Schönheit zeigten und dann unwiederbringlich zerrannen.

Es gab nichts für mich zu tun.

Mandanten saßen keine auf dem Flur, und das Handy rührte sich auch nicht. Aber im Gegensatz zu anderen Situationen, die ähnlich gelagert waren, störte mich das an diesem Nachmittag überhaupt nicht. Stattdessen beschloss ich um vier Uhr, als es schon dunkel zu werden begann, meinen Five o'clock tea zu Hause einzunehmen, auch wenn ich meinen Gepflogenheiten zur Folge Espresso trinken würde.

Da ich mir erst für den Abend wieder einen Termin in meinem Kopfkalender eingetragen hatte, konnte ich mir dieses seltene Vergnügen der nachmittäglichen Heimkehr gönnen, und so beschloss ich, nicht noch länger meine Zeit hier abzusetzen.

Um neun Uhr morgens hatte ich mein Detekteikabuff im dritten Stock eines gesichtslosen Hochhauses betreten und pflichtbewusst, noch bevor ich mich meiner Outdoor-Jacke entledigt hatte, das Handy eingeschaltet und umgehend die Telefonnummer angerufen, die fünfmal in der Rubrik „Anrufe in Abwesenheit“ auf dem Display erschienen war.

„Corinna Wüst“, hatte ich mich gemeldet. „Sie haben bei mir...“

Weiter kam ich gar nicht.

„Seit acht Uhr versuche ich Sie anzurufen“, hatte mich der Typ angeröhrt, als stände irgendwo geschrieben, dass eine Privatdetektivin schon um acht Uhr morgens erreichbar zu sein habe.

Da ich mich aber weder entschuldigt noch mitgeröhrt hatte, war der Typ allmählich wieder auf den Boden gekommen und hatte mir gesagt, warum er meine Dienste in Anspruch nehmen wolle. Dann hatten wir uns für den Abend verabredet.

Das war's gewesen, und nach dem Mittagessen hatte ich den Schneeflocken zugesehen, und der Tag war, wie schon gesagt, eher mit meditativen Betrachtungen vergangen, als dass sich die Mandanten die Klinke in die Hand gegeben hätten. Allzu traurig war ich darüber nicht gewesen, denn so hatte ich, wenn auch um etliche Tage verspätet, endlich mal Muße, über die Geschehnisse des vergangenen Jahres nachzudenken, wie man es gemeinhin schon zu Silvester tut.

Seit dem letzten Sommer hatte sich mein Leben so gründlich geändert, dass es sich wirklich lohnte, die prägnanten Bilder des Vergangenen noch einmal aus der Erinnerung hochzuholen und sie wohliger erschauernd zu betrachten. Denn als ich endlich reif genug gewesen war für eine Begegnung mit Schneewittchen, hatte ich in ihr die Frau gefunden, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen wollte.

Wie oft war ich in den Jahren davor achtlos an ihr vorbeigegangen, hatte ihre auffordernden Blicke einfach ignoriert und mir selbst vorgemacht, sie sei mir zu alt. Ich könne nur die jungen Mädels um mich haben – je jünger, desto besser. Nun, heute wusste ich, dass sich hinter dieser Abwehr lediglich die Angst verborgen hatte, die Maske ablegen zu müssen und von einem anderen Menschen erkannt zu werden.

Mit solch tiefschürfenden Gedanken hatte ich den mandantenfreien Nachmittag angefüllt, und als ich mir

sicher war, dass niemand mehr kommen würde und ich mir einen Espresso vor dem Kamin gönnen könnte, hatte es geklingelt und diese Frau, von der ich nicht viel anderes als Ärger erwartete, stand vor der Tür.

„Sind Sie Frau Wüst?“

Ich nickte. Was hätte ich sonst tun sollen?

„Ich habe Ihre Adresse aus dem Telefonbuch. Kann ich eintreten?“

Ich trat zur Seite und ließ sie an mir vorbeigehen. Sie durchquerte den kleinen Vorraum und verharnte dann in der offenen Tür zu meinem Büro. Da ich hinter ihr stehen geblieben war, fiel es mir nicht schwer, mit ihren Augen auf den offen vor uns liegenden Raum zu schauen: zwei Tischböcke, auf denen eine Sperrholzplatte lag, und davor und dahinter je ein Stuhl aus Holz mit ungepolsterter Sitzfläche.

Das war, bis auf einen Rollcontainer, lange Zeit die ganze Einrichtung gewesen. Aber zu meinem Geburtstag im Januar hatte mir Schneewittchen eine Schreibtischlampe mit grünem Glasschirm geschenkt, die sich wegen ihrer Eleganz geradezu exotisch in meinem Büro ausnahm und deren Licht wohl wesentlich zu meiner entspannten Stimmung heute Nachmittag beigetragen hatte.

Meine Besucherin hingegen sah nichts von Eleganz, von Exotik oder von meditativer Stimmung, sondern nur von Kargheit und Askese, falls sie von solchen Dingen überhaupt etwas verstand – was ich schon in diesen ersten Augenblicken unserer Begegnung bezweifelte.

Langsam drehte sie sich zu mir um und sagte, während sie Finger für Finger aus ihren weichen Lederhandschuhen zupfte, zögernd: „Tja...“

„Nehmen Sie doch Platz“, forderte ich sie auf und ruckelte ganz unnötigerweise an einem der beiden Stühle herum, nur um eine einladende Geste zu machen.

Tatsächlich ging sie auf den Stuhl zu, den ich um einige Zentimeter verrückt hatte, obwohl ihr anzusehen war,

dass sie ihre Bedenken nur schwer auf die Seite räumen konnte. Dann aber knöpfte sie sich mit resoluten Bewegungen ihren Zobelswinger auf, wobei die Brillis an ihren sich flink bewegenden Fingern aufblitzten, und ließ sich auf den dargebotenen Stuhl nieder.

„Ich möchte Sie gerne engagieren. Aber bevor ich Ihnen sage, was ich von Ihnen erwarte, muss ich einiges erklären, sonst werden Sie mich nicht verstehen.“

Noch einmal betrachtete sie skeptisch den Raum, drehte sich sogar auf ihrem Stuhl herum, als könne sie hinter sich einen Wegweiser zu dem finden, was sie mir erzählen wollte. Oder wollte sie sich anhand meiner Büroeinrichtung davon überzeugen, dass ich ihrer und ihres Anliegens würdig sei?

„Mein Mann und ich“, fing sie endlich an, „haben hart gearbeitet. Das ganze Studium haben wir uns selbst verdient. Vielleicht können Sie sich vorstellen, dass es kaum als angenehm empfunden werden kann, einen solchen Stress auf sich zu nehmen.

Nächtelang haben wir durchgearbeitet, nicht nur, weil wir das Geld brauchten, sondern auch, weil es von uns erwartet wurde und wir beweisen mussten, dass wir belastbar seien. Wir wussten, wenn wir schlappmachten, hätten wir keine Chance, je in einer der Banken, in denen wir jobbten, eine feste Anstellung zu bekommen.

Dass darüber hinaus unsere Examensnoten exzellent zu sein hatten, verstand sich von selbst.

Wir haben das alles durchgezogen, mein Mann und ich. Inzwischen dürfen wir wohl sagen, dass wir es geschafft haben, uns genau das Leben einzurichten, das wir uns erträumt haben und für das wir gearbeitet, ach, was sage ich, für das wir geschuftet haben.“

Meine Besucherin, die ich auf Mitte Vierzig schätzte, schwieg, als hätten sie die Erinnerungen an die zurückliegenden Anstrengungen völlig erschöpft.

Inzwischen war sie mir keinen Deut sympathischer geworden, nicht etwa deshalb, weil sie es ganz offensichtlich geschafft hatte und jetzt ohne Zweifel jede Menge Kohle verdiente, sondern weil sie diese unter anderem dafür ausgab, sich in die Felle abgeschlachteter Tiere zu hüllen.

„Wir haben geschuftet, sage ich Ihnen, aber es hat sich gelohnt. Nach vielen Jahren harter Arbeit konnten wir uns endlich vor zwei Jahren in der Cécile-Lauber-Straße ein Haus mit einem dahinterliegenden kleinen Park kaufen.“

Ich nickte.

Das Viertel, in dem die Straßen die Namen der Dichterrinnen und Schriftstellerinnen tragen, ist ohne Zweifel eines der teuersten in der Stadt.

Nur begann ich mich allmählich zu fragen, was diese Frau eigentlich von mir wollte. Sie hatte doch alles, was sie zu ihrem Glück brauchte. Oder machte ihr jemand das Glück streitig? Wollte jemand an ihre Moneten?

„Nun ist Folgendes passiert“, erklärte sie mir, „zwischen unserem Grundstück...“

Sie zeichnete mit ihrem linken Zeigefinger ein unsichtbares Rechteck auf meine Sperrholzplatte.

„...und dem der Familie Häuser – sehr nette Leute, sehr kultiviert und sehr reich, also wirklich ganz reizende Nachbarn –...“

Nun stippte sie ihren rechten Zeigefinger auf ein weiteres imaginäres Grundstück, so dass zwischen ihren Fingern ein Abstand von etwa zwanzig Zentimetern entstanden war.

„...liegt ein kleines Häuschen von nicht mehr als hundertzwanzig Quadratmetern Wohnfläche, nehme ich an. Bis vor einem Jahr lebte dort ein älterer Herr, von dem man nicht viel sah, außer wenn er in seinem Garten wirtschaftete.“

Vor einem Jahr nun starb er und das Haus stand fast dreiviertel Jahr leer. Mitte November letzten Jahres aber kamen Handwerker und das Haus wurde renoviert. Wir hatten uns schon sehr auf die neue Nachbarschaft gefreut, mein Mann und ich, weil wir dachten, es zöge dort ein solventer Single oder ein Pärchen ein, mit dem man abends gemeinsam ein gepflegtes Glas Wein trinken könne.

Stattdessen kam diese Zigeunerin.“

„Bitte, wer?“ fragte ich und verstand immer noch nichts.

„Hören Sie zu“, antwortete die Frau im Pelzmantel mit Nachdruck auf meine abwehrende Haltung.

„Wir, mein Mann und ich, haben uns nicht all die Jahre krummgelegt und uns für unser wunderbares Haus abgemüht – das übrigens seinerzeit von einem der namhaftesten Architekten entworfen wurde –, damit wir jetzt eine Zigeunerin in der Nachbarschaft haben. Die Alte muss da wieder weg.“

Während dieser zwei Sätze hatte sich ihre Stimme kontinuierlich nach oben geschraubt. Um diesem Gekreische zu entgehen, fragte ich aufs Geratewohl:

„Wie alt ist sie denn?“

„Was tut das zur Sache? Zwischen siebzig und achtzig. Man kann das bei denen ja nicht so genau sehen. Die altern doch schneller als wir.“

„Wer?“

„Na, die Zigeuner.“

„Wenn sie so alt ist, wie Sie sagen, dann lassen Sie ihr doch die paar Jahre. In diesem Fall arbeitet die Zeit für Sie.“

„Frau Wüst“, rief die Dame im Pelz, und es war jede Spur von Freundlichkeit aus ihrer Stimme getilgt, „wollen Sie mich nicht verstehen oder verstehen Sie wirklich nicht?“

Das Beste wäre doch, dass diese Alte nie nebenan eingezogen wäre. Aber da es nun einmal so ist, wie es ist, muss sie wieder weg. Je eher, desto besser. Jeder Tag, den sie in unserer Nachbarschaft verbringt, verdirbt mir die Laune.“

Zitternd holte sie Luft, und ich überlegte, ob ich ihr ein Glas Wasser holen sollte, aber die Geister der Hilfsbereitschaft hatten mich gerade mal verlassen. Sollte sie doch kollabieren, wenn ihr danach war.

„Außerdem“, schrie sie weiter, „wer weiß denn schon, wie lange die noch lebt? Diese Zigeuner haben doch alle ihre Zaubermittel, irgendwelche Pülverchen, die sie aus Kräutern und Aas herstellen, wenn nicht gar aus dem Blut neugeborener Kinder, und mit diesen Mitteln können sie ihr Leben beliebig verlängern oder verkürzen – ganz wie es ihnen passt.“

„Hoffentlich ist sie bald mit ihrem Schwachsinn zu Ende“, dachte ich und überlegte ernsthaft, ob ich sie vor die Tür setzen sollte. Aber da legte sie mit ihrer Tirade schon wieder los.

„Und was ist, wenn sie tot ist? Dann kommen die Erben und ziehen da ein. Dann kriegen wir das Gesox überhaupt nicht mehr los.“

„Wenn ich Sie richtig verstehe, Frau...“

Erst jetzt ging mir auf, dass sie sich überhaupt noch nicht vorgestellt hatte.

„So ist es richtig“, dachte ich voller Hohn, „mit dem Geld herumprotzen, aber nicht für zehn Pfennig Umgangsformen.“

„Wenn ich Sie also richtig verstehe“, hob ich noch einmal an, „möchten Sie vor den Angehörigen dieser ethnischen Minderheit geschützt werden, weil sie Ihrer Ansicht nach über Zaubermittel verfügen, die Ihnen Furcht einflößen.“

In die Augen der Frau auf der anderen Seite der Sperrholzplatte trat etwas, das ich gerne als teuflisch bezeich-

net hätte, wenn ich an den Teufel glauben würde. Aber mit dem Wort Kälte war es nicht getan, vielleicht eher Boshaftigkeit.

Ja, das war das Richtige: Boshaftigkeit trat in ihre Augen.

„Seit ich in dieses Büro, oder wie immer Sie das hier nennen, hereingekommen bin, Frau Wüst, frage ich mich, ob Sie die Richtige für diesen Job sind. Aber unabhängig davon, möchte ich Ihnen sagen, dass ich mich generell vor gar nichts fürchte.“

Ihre Brillis hüpfen auf meiner Sperrholzplatte im Rhythmus ihrer trommelnden Finger auf und ab.

„Auch muss ich mich über Ihre Unbedarftheit sehr wundern. Wo leben Sie eigentlich? Wenn ich diese Zigeuner wieder loswerden will, dann doch auch deshalb, weil unser Haus mit solchen Nachbarn an Wert verliert, und wenn wir es einmal verkaufen wollen, müssen wir mit dem Preis heruntergehen. Wer will denn neben solchen Untermenschen leben?“

Mir reichte es.

„Sagen Sie mir einfach, was Sie von mir erwarten, und dann sehen wir weiter.“

Am liebsten hätte ich sie bei ihrem Pelzkragen genommen und aus meiner Detektei hinausgeworfen, aber solchen Regungen kann ich nur in sehr seltenen Ausnahmefällen nachgeben, und meine Aufforderung, endlich zur Sache zu kommen, hatte zumindest bewirkt, dass das Karriereweibchen wieder ruhiger sprach und vom eigenen Hass Abstand gewann.

„Das kann mir niemand erzählen, dass diese Vettel das Haus auf legalem Weg in ihren Besitz gebracht hat. Finden Sie heraus, wie sie zu diesem Haus gekommen ist! Ich bin sicher, dass man ihr ein Verbrechen nachweisen kann. Das gibt's ja gar nicht, dass so eine auf anständige Weise zu so viel Geld kommt.“

„Erteilen Sie mir alleine den Auftrag oder sind Sie auch im Namen Ihrer Nachbarn hier?“

„Nur mein Mann und ich. Ich weiß nicht, ob die Häusers mit einem solchen Vorgehen, also mit der Beauftragung einer Privatdetektivin, einverstanden wären. Wissen Sie, dass sind so feine Leute, dass ich mir nicht vorstellen kann, dass sie ..., ich meine, sie sind vielleicht doch etwas..., weltfremd möchte ich nicht sagen, aber vielleicht doch nicht sehr alltagsbezogen. Aber dass sie eine solche Nachbarschaft wie diese alte Zigeunerin nicht wünschen, da bin ich mir ganz sicher. Wahrscheinlich werden sie uns hinterher dankbar sein, dass wir die Sache in die Hand genommen haben.“

„Ist in Ordnung“, sagte ich mühsam beherrscht. „Zweihundertfünfzig Euro pro Tag und für vier Tage im Voraus.“

Nach meinen Worten wurde es so still im Raum, dass ich hören konnte, wie die Schneeflocken gegen die Fensterscheibe flogen.

„Zweihundertfünfzig Euro pro Tag?“ fragte sie ungläubig. „Wie viele Stunden arbeiten Sie für diese Summe?“

Hatte ich es nicht gewusst, dass diese Frau Ärger machen würde? Im Laufe der über zwanzig Jahre, in denen ich nun meine Detektei betrieb, hatte mir noch niemand eine solche Frage gestellt.

Nur mit Mühe hielt ich mich zurück, um den nächsten Satz nicht mit der Anrede „Grädige Frau“ einzuleiten.

„Wenn's sein muss, arbeite ich für diese Summe rund um die Uhr.“

„Das kommt doch wohl nur höchst selten vor“, rief sie in einem Ton, in dem sie wahrscheinlich mit den Bankangestellten der unteren Gehaltsklassen sprach.

Wir schwiegen beide. Ich hatte nichts darauf zu erwidern, und sie schien nachzurechnen, ob der Tag neuer-

dings fünfundzwanzig Stunden habe oder ob sie mein Honorar um zehn Euro herunterhandeln könne.

„Na schön“, sagte sie endlich. „Sie sitzen am längeren Hebel, aber für das Geld möchte ich Leistung sehen.“

Ich entschloss mich, auch weiterhin nichts zu sagen zu haben und lauschte auf die fallenden Schneeflocken, während meine Mandantin mir widerstrebend zwei Violette hinzählte. Als dritten Schein legte sie ihre Visitenkarte dazu. Dann erhob sie sich, knöpfte das den Tieren gestohlene Fell zu, streifte ihre Ziegenlederhandschuhe wieder über ihre Finger und sagte:

„Ich werde Sie morgen anrufen und fragen, zu welchen Erkenntnissen Sie schon gelangt sind.“

Ich beschloss, ab morgen mein Handy auszustellen und nur noch die Sprachbox eingeschaltet zu lassen.

Als die Tür hinter ihr ins Schloss schnappte, schob ich mir das Geld in die fünfte Tasche meiner Five-pocket-Jeans und riss das Fenster auf, damit der penetrante Parfümgeruch entweichen konnte.

„Gabriele Krämer“ stand auf der Visitenkarte, und ich vervollständigte den Nachnamen nach meinem Gusto um den Zusatz „seele“. Sie wohnte in der Cécile-Lauber-Straße 5 und als Beruf stand zu lesen, dass sie Projektleiterin im Devisenhandel sei.

Kaum, dass ich davon ausgehen konnte, sie nicht doch noch im Hausflur anzutreffen, verschloss ich meine Detektei und machte mich daran, den Traum vom Espresso Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Autos schlichen im Schrittempo über das rutschige Straßenpflaster und ich brauchte doppelt so lange wie sonst, um nach Hause zu kommen.

Ich hatte gehofft, Schneewittchen wäre schon von ihrer Arbeit zurück, aber als ich die Haustür öffnete, spürte ich, dass das Haus leer war. Der Atem des Lebendigen fehlte, würde ich sagen, wenn mir solche Sätze nicht lächerlich vorkämen.

Ich ließ mich, nachdem ich mir einen Espresso gebraut hatte, in einem unserer neuen XXL-Sessel nieder, in denen man so wunderbar die Beine hochziehen kann, nagte mit winzigen Bissen an einem von Schneewittchen gebackenen Apfeltörtchen, um den Genuss zu verlängern, machte es mir also richtig gemütlich – und sehnte mich nach meiner Liebsten.

Der Garten vor der Terrassentür lag unter einer wässrigen Schneedecke, die allmählich zu Eis gefror, und ich erinnerte mich, wie ich im letzten Sommer hier mit Bridgid gefrühstückt hatte und dass alles noch ganz anders gewesen war, dass ich Schneewittchen noch nicht geliebt und dieses Haus noch nicht uns gehört hatte.

Draußen schlich eine Katze durch den Garten auf die Terrassentür zu, ließ sich dort sitzend nieder und beäugte mich und die Einrichtung unseres Salons, wie Schneewittchen dieses Zimmer im Parterre nannte. Im Lichtkegel der Stehlampe konnte ich ihr grau getigertes Fell erkennen und überlegte, ob die Katze mich überhaupt sehen könne oder ob die Fensterscheibe sie daran hindere. Jedenfalls aber schien sie mich zu fixieren und sich ihre Gedanken über mich zu machen. Dann erhob sie sich wieder und verschwand in der Dunkelheit.

2 Vom nahen Kirchplatz her schlug es acht, als ich durch den Torbogen auf das Hinterhaus zusteuerte und mit Schwung die Glastür aufstoßen wollte. Wie gesagt – ich wollte. Aber die Tür gab keinen Millimeter nach. Stattdessen war sie fest verschlossen und ihre Glasscheibe vibrierte und klirrte, als protestiere sie gegen mein rüdes Benehmen.

Im hellerleuchteten Eingangsbereich stand eine blonde Schöne hinter dem Tresen und war von ihrer Tätigkeit so in Anspruch genommen, dass sie keinerlei Notiz von mir nahm. Ich klopfte verärgert mit der flachen Hand gegen die Scheibe, denn mir kroch die feuchte Kälte in alle Poren, und ich wollte so schnell wie möglich ins Wärme.

Endlich sah mich die Schöne und schloss die Tür auf.

„Wir haben auch eine Klingel“, sagte sie vorwurfsvoll, um dann ohne Pause fortzufahren:

„Wo haben Sie Ihr Tier?“

„Im Herzen“, erwiderte ich, ohne selbst zu wissen, was ich eigentlich damit meinte.

„Gehen Sie bitte wieder, wenn Sie nicht zur Behandlung kommen. Wir sind um diese Tageszeit nur noch für Notfälle da und nicht für allgemeine Beratungen und Auskünfte.“

Ihr scharfer Ton stand in einem nicht uninteressanten Gegensatz zu ihrem lieblichen Aussehen. Ich sah mir die Kleine näher an und dachte ohne Bedauern an die Zeit zurück, in der ich ein Faible für solche blondgelockten und gutgebauten jungen Dinger hatte.

„Ich bin mit Herrn Dr. Drechsler um acht Uhr verabredet.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Dann fragen Sie nach und lassen Sie mich endlich ins Wärme, sonst erstatte ich Anzeige wegen unterlassener Hilfeleistung.“

Die nur halb scherzhaft gemeinte Drohung mit der Anzeige schien gewirkt zu haben, denn sie ließ mich widerspruchslos eintreten und wies mir einen Platz im Wartebereich des Entrees zu.

Kaum war das schöne Kind hinter einer weißen Tür an der gegenüberliegenden Wand verschwunden, als ich auch schon durch den Raum wanderte und ihn begutachtete.

Um ehrlich zu sein, das herzerreißende Winseln aus den hinteren Räumen der Tierklinik ließ mich nicht ruhig auf meinem Stuhl sitzen. Es mussten mindestens zwei Hunde sein, die entweder unter Schmerzen litten oder darüber jammerten, hier am fremden Ort zu sein.

Die nachträglich eingezogenen Wände im Anmeldebereich der Tierklinik waren aus Plastik und vollgestopft mit Tüten voller Diätfutter – gegen Übergewicht, gegen Beschwerden in den harnabführenden Organen, gegen Herzerkrankungen, für die Regenerierung der Darmflora und gegen die Appetitlosigkeit ernährungssensibler Tiere.

„Guck an“, sagte ich laut zu mir. „Schon wieder eine Bildungslücke geschlossen.“

Ich wanderte weiter durch den Raum, immer noch auf der Suche nach Wissenswertem und auf der Flucht vor meinem eigenen schmerzhaften Mitleid mit den drangsalieren Tieren.

An der Wand hinter dem Anmeldetresen hingen zwei Tafeln. Auf der linken standen unter der Überschrift „Tierärzte“ sieben Namen, davon waren vier weiblich und drei klangen so, als gehörten sie zu Männern. Auf der rechten Tafel waren die fünf Namen der Tiermedizinischen Fachangestellten zu lesen. Merkwürdigerweise schien es sich hierbei um einen typischen Frauenberuf zu handeln.

Ich war noch dabei, mir die Gründe hierfür zu überlegen, als mir eine liebliche Zwitscherstimme mitteilte, dass Herr Dr. Drechsler mich erwarte.

Hätte mich die kleine Süße so unwirsch wie zuvor behandelt, wäre sie, zumindest für den Moment, ungeschoren davongekommen. So aber stieg wegen dieser unvorhergesehenen Änderung ihrer Stimmlage und ihres Verhaltens mein Aufmerksamkeitspegel und ich spürte, als ich an ihr vorbei das Sprechzimmer betrat, dass sie nun Angst hatte. Verdammt viel Angst.

Von der morgendlichen Grobheit war dem Herrn Doktor nichts mehr anzumerken. Er empfing mich mit dem lebenswürdigsten Lächeln und wünschte mir in einem Ton einen guten Abend, der mir das Bild eines kleinen Jungen suggerierte, der seine Mutter zu umgarnen versucht, damit sie ihm doch noch den Lutscher kauft.

„Schön, dass Sie es pünktlich geschafft haben. Nehmen Sie doch bitte hier den bequemeren Stuhl.“

Ich saß und wartete, bis sich der Tierarzt mir gegenüber niedergelassen hatte, und dann wartete ich noch einmal darauf, dass er endlich zur Sache käme, denn es schien ihm ziemlich schwer zu fallen, mit seinem Anliegen herauszurücken.

Er wolle mich mit der Suche nach einem Kollegen beauftragen, hatte er morgens am Telefon gesagt, nun aber sprach er über die Minustemperaturen und darüber, dass er Nachtdienst habe und hoffe, durchzuschlafen zu können.

„Also“, sagte er endlich, „seit dem neunundzwanzigsten Oktober ist einer unserer Kollegen spurlos verschwunden.“

„Haben Sie die Polizei benachrichtigt?“

„Ja, selbstverständlich. Gleich am nächsten Tag.“

Volker, ich meine Herr Dr. Mahnn, hatte nachts Bereitschaftsdienst. Meistens ist es ja spätestens ab ein Uhr

ruhig in der Klinik und wir legen uns dann schlafen. Nun kann es schon mal vorkommen, dass die Nacht hektischer verläuft, dass also noch in den frühen Morgenstunden ein Notfall hereinkommt und der diensthabende Kollege morgens etwas länger schläft. Deshalb habe ich mir auch nichts dabei gedacht, als ich um acht Uhr kam und mir Ille, das ist die Helferin, die Ihnen die Tür geöffnet hat, sagte, Volker sei immer noch nicht aufgestanden.

Wie das nun so ist, haben wir darüber so lange gefrotzelt, bis einer von uns nachgucken gegangen ist, um ihn zu wecken. Dann kam die Überraschung: Das Bett war unbenutzt, und vom Kollegen Mahnn gab es keine Spur.“

Er sah mich forschend an, so, als müsse ich von seiner Erzählung tief beeindruckt sein.

„Was haben Sie dann unternommen?“

„Wir haben versucht, ihn anzurufen. Erst auf seinem Handy, aber das lag hier in der Klinik, bis die Polizei es mitgenommen hat. Dann, nachdem sich auch unter seiner Festnetznummer niemand gemeldet hatte, bin ich zu ihm nach Hause gefahren. Aber da war er auch nicht, und die Hauswirtin war überzeugt, dass sie ihn am Morgen des vorangegangenen Tages zum letzten Mal gesehen habe.

Wir waren ratlos, haben aber noch gedacht, dass sich alles aufklären würde. Doch als wir während des ganzen Tages kein Lebenszeichen von ihm erhielten, bin ich am Abend zur Polizei gegangen und habe eine Vermisstenanzeige aufgegeben.

Wenn Sie mich fragen, dann muss ich schon sagen, dass die Polizei nur sehr halbherzig nach ihm gesucht hat.

„Was glauben Sie, hat der Polizeibeamte mich gefragt, wie viele Menschen jährlich auf und davon gehen, weil sie einfach alles satthaben?“

Die Polizei hat hier lediglich ein bisschen herumgeschnüffelt, aber Spuren waren natürlich nicht mehr zu finden, nachdem wir den ganzen Tag unsere Patienten behandelt hatten. Die Befragung der Nachbarn hat auch nichts ergeben. Sie haben alle geschlafen, was ja auch gar nicht verwundern kann.“

„Was ist mit seinen Angehörigen?“

„Er hat außer einer Mutter keine Angehörigen mehr. Der Vater ist schon eine ganze Weile tot, und seine Mutter ist an Alzheimer erkrankt und lebt in einem Pflegeheim.“

„Wieso haben Sie sich erst jetzt an mich gewandt? Schließlich ist Ihr Kollege schon über zwei Monate un auffindbar.“

Zum ersten Mal schien der geschmeidige Redestrom unterbrochen.

„Wir hatten auf die erfolgreiche Suche der Polizei gehofft“, erwiderte er, spürte aber wohl selbst, dass diese Erklärung nicht zu seinen vorherigen Klagen darüber passte, die Polizei sei nicht engagiert genug gewesen.

„Es ist so, dass wir eine Entscheidung treffen müssen. Mit dem Beginn des neuen Jahres sollte Herr Dr. Mahnn in die Klinikleitung übernommen werden. Der Platz muss so oder so besetzt werden, also entweder durch Herrn Mahnn, falls Sie ihn finden, oder durch einen anderen Kollegen. Das muss endlich geklärt werden. Wenn Volker nun doch noch zurückkommt und seinen Leitungsplatz besetzt vorfindet, dann kann das arbeitsrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. Selbst wenn ihm ein Fehlverhalten zur Last gelegt werden könnte, sind solche Prozesse immer ärgerlich, und falls er ohne eigenes Verschulden von seiner Arbeit fernbleibt, dann müssten wir ihm höchstwahrscheinlich eine ganz schöne Abfindungssumme zahlen.“

„Wer gehört zur Leitung Ihrer Klinik?“

„Bis jetzt Herr Dr. Reuter und ich.“

„Mit anderen Worten: drei Ärzte in der Leitung und vier Ärztinnen in untergeordneter Stellung.“

„Frau Wüst, ich weiß nicht, ob jetzt der richtige Moment ist, um über Gendergerechtigkeit...“

„Darum geht es mir nicht. Wer rückt denn nach, wenn Ihr Kollege Mahnn nicht mehr auftaucht? Steht das schon fest?“

„Nein, das steht noch nicht fest.“

„Na, eine Favoritin wird's doch wohl geben?“

„Nun ja, sicher. Es wird Frau Dr. Rösner sein. Aber – wenn ich mal Ihre Gedanken weiterspinnen darf – Sie werden doch wohl nicht glauben, dass sie unseren Kollegen Mahnn beseitigt hat, weil sie unbedingt in die Klinikleitung will. Frau Wüst, wir sind hier nicht in einem Krimi.“

„Glauben ist nicht mein Metier. Ich sammle Fakten, halte sie gegeneinander und ziehe meine Schlüsse. Deduktion nennt man diesen Teil der Ermittlungsarbeit. Deshalb möchte ich jetzt gerne erst einmal die Adresse Ihres verschwundenen Kollegen, und dann werde ich mit der Kleinen reden.“

„Mit Ille? Was wollen Sie von ihr?“

„Sie war doch die Erste, die hier an jenem Morgen erschien, an dem Ihnen einer Ihrer Kollegen abhandengekommen ist. Vielleicht ist ihr etwas aufgefallen.“

„Die Polizei hat sie schon nach allen Regeln der Kunst verhört.“

„Sie haben sich doch vorhin darüber beschwert, dass die Polizei zu lasch gewesen sei.“

Er seufzte. Der Widerspruch in seinen Aussagen lag wohl selbst für ihn offen auf der Hand.

„Gut, ich hole sie. Aber Sie befragen sie nur in meiner Gegenwart.“

Während er zur Tür ging, um nach Ille zu rufen, fragte ich mich, was er meinte befürchten zu müssen, wenn er mich mit dem Mädchen alleine reden ließ.

Was ihm so durch den Kopf ging, wusste ich nicht. Aber eins war sicher, Ille hatte Angst, und zwar von dem Augenblick an, in dem sie verstanden hatte, wer ich war und welche Aufgabe ich übernehmen würde.

Durch die geöffnete Tür hörte ich nun wieder das verzweifelte Winseln der Hunde, deren Einsamkeit mir unter die Haut ging.

Ich erhob mich von meinem Stuhl, weil ich die junge Frau nicht während unseres Gesprächs wie eine Schülerin am Pult ihrer Lehrerin stehen lassen wollte.

„Ich habe ein paar Fragen, Frau...“

„Ich heiße Ille.“

„Nun gut. Um wie viel Uhr haben Sie die Tierklinik am neunundzwanzigsten Oktober betreten, also an dem Tag, an dem festgestellt wurde, dass Ihr Vorgesetzter verschwunden war?“

„Ich war um viertel vor acht hier.“

„Und was haben Sie dann gemacht?“

„Was immer getan werden muss. Ich habe die Behandlungszimmer geputzt.“

„War das nötig? Ich meine, ob es Spuren gab, die darauf hinwiesen, dass Herr Dr. Mahnn Tiere, ...äh... Patienten behandelt hatte?“

„Sie werden immer geputzt. Das gehört zu meiner Arbeit, wenn ich morgens als Erste anfange.“

Sie wich aus, gab keine klare Antwort, und wieder spürte ich, dass sie Angst hatte.

„Ich frage Sie noch einmal: Gab es Spuren, die darauf hinwiesen, dass Herr Dr. Mahnn in der Nacht behandelt hatte?“

„Nein“, stieß sie heftig hervor, aber sie log.

Ohne mich lange zu besinnen, griff ich nach ihrer Hand. Sie war schweißnass.

Ungestüm riss Ille sich von mir los und rannte aufschluchzend aus dem Raum.

„Warum weint sie?“ fragte ich den Leiter der Tierklinik, als verstände ich nun gar nichts mehr.

„Die Polizei hat ihr schon deshalb Vorwürfe gemacht, dass sie morgens geputzt und somit alle Spuren beseitigt hatte. Aber das arme Kind wusste ja zu dem Zeitpunkt noch von gar nichts.“

Mit dieser Antwort musste ich mich wohl zufriedengeben.

„Aber Sie können doch sicherlich nachprüfen, ob an dem fraglichen Abend noch ein Patient behandelt wurde.“

„Ja. Der letzte Anruf, den Herr Mahnn entgegengenommen hat, kam um wenige Minuten vor elf, also kurz vor dreiundzwanzig Uhr. Das hat die Polizei bereits überprüft. Aber das hat nichts mit Volkers Verschwinden zu tun.“

Wir hatten im Frühjahr für vier Wochen eine Praktikantin im Rahmen eines Betriebspraktikums. Elisabeth Bamberger heißt sie und ist die Tochter von Professor Herbert Bamberger. Sie haben bestimmt von ihm gehört. Er ist Germanistikprofessor an der hiesigen Universität. Eine sehr bekannte Kapazität.“

„Und weiter?“

„Elisabeth kam, so hat sie der Polizei erzählt, etwa um viertel nach elf, weil ihr Bernhardiner erbrochen habe. Herr Dr. Mahnn habe ihn untersucht, aber nichts Ernsthaftes feststellen können.“

Das stimmt, nur so am Rande und der Vollständigkeit wegen erwähnt, auch mit Volkers Eintragungen in die Patientenkartei überein.

Sie hätten sich, also Elisabeth und Volker, noch ein bisschen unterhalten, und dann sei sie wieder, nun sehr beruhigt, dass dem Hund nichts Ernsthaftes fehle, nach Hause gefahren. Mehr konnte sie nicht sagen. Es sei ihr auch nichts Außergewöhnliches aufgefallen und außer

ihr sei niemand in der Klinik gewesen, soweit sie das beurteilen könne.“

„War die Eingangstür am Morgen abgeschlossen, als Ille kam?“

„Nein, sie war nicht eigens abgeschlossen. Aber das ist sie auch nur selten. Wenn sie zufällt, kann sie von außen ohnehin nur mit einem Schlüssel geöffnet werden.“

„Befindet sich am Schloss der Tür ein Hebel, der so gestellt werden kann, dass die Tür wohl zufällt, aber wieder aufgedrückt werden kann, solange dieser Hebel nicht zurückgestellt wird?“

Der Tierarzt runzelte die Stirn.

„Ja, das ist so. Aber wenn der Hebel so verstellt gewesen wäre, hätte Ille es bemerkt und sich sofort gedacht, dass etwas nicht in Ordnung sei.“

„Was ist mit der Arbeitskleidung Ihres Kollegen? Hat er im Kittel gearbeitet?“

„Ja, manchmal. Ob er an jenem Abend einen getragen hat, weiß niemand. Auch Elisabeth konnte sich nicht mit Sicherheit erinnern, meinte aber, er habe nur Hose und Hemd getragen.“

Allerdings haben wir inzwischen festgestellt, dass ein Kittel fehlt. Aber der kann auch in der Wäscherei verloren gegangen sein.“

„Gut“, sagte ich abschließend. „Haben Sie ein Foto von Ihrem Kollegen?“

„Das können Sie sich von unserer Homepage im Internet holen.“

„Ich habe noch eine abschließende Frage: Mochten Sie Ihren Kollegen?“

„Bitte? Was meinen Sie?“

Verblüffung und Verärgerung wechselten sich in Bruchteilen von Sekunden auf seinem Gesicht ab. Wahrscheinlich hatte ihm noch niemand eine so intime Frage gestellt.

„Ob Sie ihn mochten. War er Ihnen sympathisch? Arbeiteten Sie gerne mit ihm zusammen? Waren Sie mit ihm befreundet?“

„Ich bin mit niemandem befreundet, weder mit Menschen noch mit Tieren.“

Meine unverhoffte Frage, auf die er in keiner Weise vorbereitet gewesen war, hatte ihn für einen Moment daran gehindert, die übliche Distanz zu halten. Stattdessen hatte er sich selbst offenbart.

Mich aber überraschte seine Antwort keineswegs, wenn ich an seine jammernden Patienten dachte und daran, dass sich in dieser Klinik niemand aufgefordert fühlte, sich um die Qual der Tiere zu kümmern. Der Tierarzt hatte mir gerade die Erklärung für sein Verhalten gegeben, und das heulende Schnuckelchen kannte von den Varianten des Mitgefühls wohl lediglich das Selbstmitleid.

„Hören Sie“, sagte Herr Dr. Drechsler jetzt erbst. „Ich habe Sie engagiert, damit Sie nach unserem Kollegen suchen und nicht danach, wen ich sympathisch finde und wen nicht.“

Ich schlug meine Kladder zu, in der ich die Fakten niedergeschrieben hatte und schob sie zu der anderen, auf deren erste Seite ich „Krämerseele“ geschrieben hatte, in meinen Rucksack. Zwei Kladden zu haben hieß, an zwei Fällen Geld zu verdienen.

„Dann war es das erst einmal“, sagte ich und fügte hinzu: „Mein Honorar beträgt 250,- Euro pro Tag und vier Tagessätze im Voraus als Anzahlung.“

Der Tierarzt erhob sich mit mir gemeinsam.

„Ich nehme es vorne aus der Kasse, brauche aber eine Quittung von Ihnen, die ich hineinlegen kann.“

Ich folgte ihm und schrieb die Quittung auf der Theke am Empfang. Dabei fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, der Krämerseele eine Quittung auszustellen, und lachte innerlich schadenfroh darüber, dass die Frau Bankerin

wegen ihrer Nörgelei über die Höhe meines Honorars ebenfalls vergessen hatte, den Beleg einzufordern.

Draußen war es noch kälter geworden, und am liebsten wäre ich nach Hause gefahren und hätte mich mit Schneewittchen vor dem Kamin ausgestreckt und die Kälte dieses Winters vergessen.

Aber Auftrag war nun einmal Auftrag. Wenigstens musste ich mal am Haus Nr. 7 in der Cécile-Lauber-Straße vorbeifahren, um mein Gewissen zu beruhigen. Erst dann würde ich mir meinen Abend mit Schneewittchen redlich verdient haben.

3 Mein Auto eignet sich tagsüber nicht, um in ihm Posten zu beziehen. So kirschrot wie es innen und außen ist, fällt es überall gleich auf. Aber im Dunkeln sind nicht nur alle Katzen grau.

Die Cécile-Lauber-Straße erwies sich als eine ohne Parkplatzmangel. Es gab keine Hochhäuser und keine Wohnblocks, in denen mehrere Familien wohnten, und überdies fuhren die Bewohner in der Mehrzahl ihre Autos aufs eigene Grundstück.

Mit ihrem Fingerspiel auf der Sperrholzplatte hatte meine Mandantin mich über die Anordnung der drei Häuser recht gut ins Bild gesetzt.

Das Haus der Krämers – in jeder Hinsicht antidekorativ – war eines mit einem Flachdach im Bauhausstil, dessen Anblick man als langweilig hätte bezeichnen können, wenn nicht noch seinerzeit ein Zimmer im Hochparterre angelegt worden wäre, das wie ein viereckiger Glaserker in die Luft ragte. Das Haus mit der Nummer 9 hingegen stammte aus einer Epoche früher, wirkte verspielt und voller Schnörkel, und es war ganz offensichtlich, dass das ebenso verspielt anmutende Häuschen zwischen diesen beiden Bauten, also die Nummer 7, einstmals zu der Jugendstilvilla gehört haben musste.

„Gartenhäuschen oder Gärtnerhäuschen“, dachte ich.

Aber was es auch vor etlichen Jahrzehnten gewesen sein mochte, die hohen Hecken zwischen den beiden Häusern zeugten davon, dass sie schon vor längerer Zeit getrennt worden waren.

Unter dem Dach war das Fenster des Giebelzimmers erleuchtet, und im Treppenhaus war nur ein sehr gedämpfter Lichtschein wahrnehmbar, der aber wenige Minuten später ganz erlosch. Dann öffnete sich die Haustür und im Lichtkegel der Straßenlaterne konnte ich einen sehr schlanken Mann erkennen, der sein langes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden trug. Er zog die Haustür behutsam hinter sich zu, trat aber

nicht, wie es zu erwarten gewesen wäre, durch den Vorgarten auf die Straße, sondern ging mit federnden Schritten um das Haus herum und verschwand dann in der Dunkelheit.

„Eins zu null für die Krämerseele“, dachte ich. „Da ist ja schon der erbende Nachwuchs.“

Allmählich kroch mir die Kälte von den Füßen bis zu den Schulterblättern, und ich sehnte mich nach nichts mehr als danach, dass der schöne Jüngling wieder auftauche und sich in den Sportwagen schmisse, der wenige Meter vor mir geparkt war, damit mein Auto sich auf der Verfolgungsjagd durch die nächtlichen Straßen erwärme.

Aber er blieb verschwunden.

Ich überlegte, ob ich ihm ums Haus herum folgen sollte, war mir aber nicht sicher, ob ich mit meiner Schnüffelei nicht wenigstens drei Alarmanlagen auslösen würde.

Am Himmel standen weder Mond noch Sterne, nur der immerwährende Lichterschein der Großstadt breitete sich dort aus, der aber die Sachlage auch nicht erhellte.

„Vielleicht gibt es im Garten ein Häuschen für den jungen Mann, in dem er übernachtet“, dachte ich, fand diese Vorstellung aber wenig überzeugend. Bei hundertzwanzig Quadratmetern Wohnraum – die Krämerseele lag mit ihren Berechnungen wohl ganz richtig – würde es doch wohl ein warmes Schlafplätzchen für den hübschen Jungen im Haus geben.

Wohin aber war er dann verschwunden?

Nach einer halben Stunde des Wartens beschloss ich, nach Hause zu fahren, musste aber feststellen, dass das nicht so einfach war. Meine Finger waren so kalt, dass ich kaum den Schlüssel umdrehen konnte, und als ich endlich anfuhr, drehten sich die Räder erst einmal auf der Stelle, aber keinen Zentimeter vorwärts.

Es musste noch kälter geworden sein, und die Straße lag spiegelglatt vor mir. Ich vertraute auf meine Allwetterreifen und hoffte, bald die Eschersheimer Landstraße

zu erreichen, auf der auch noch um diese Zeit genügend Autoverkehr wäre, um die Bildung von Straßenglätte zu verhindern.

Als ich endlich wieder unser Haus betrat, empfing mich von einem Augenblick auf den anderen eine so wohlthuende Wärme, dass ich umgehend allen Ärger des Tages vergaß, auch weil ich durch die halb offenstehende Tür zum Salon Schneewittchens wohlklingende Altstimme hörte:

Es dauerte nicht lange, so sahen sie eine Katze am Wege sitzen, die machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. »Was ist denn dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?« fragte der Esel.

»Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht?« antwortete die Katze. »Weil ich nun alt bin, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen. Ich konnte mich zwar noch davonschleichen, aber nun ist guter Rat teuer. Wo soll ich jetzt hin?«

»Geh mit uns nach Bremen! Du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden!« Die Katze hielt das für gut und ging mit.

Meine schöne Geliebte – weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz – lag auf dem Divan vor dem Kamin und las laut aus einer DIN-A-4-Broschüre vor, die sie mit der rechten Hand so balancieren musste, dass sie ihr nicht immer wieder zufiel, denn ihren linken Arm

konnte sie nicht bewegen. Dort lag die grau getigerte Katze, die mich am Nachmittag durch die Fensterscheibe fixiert und beurteilt hatte, und sah mir auch nun aufmerksam entgegen.

„Haben wir Besuch?“

Ich beugte mich über Schneewittchen, um sie zu küssen, wodurch sich die Katze so bedrängt zu fühlen schien, dass sie mit einem geschmeidigen Sprung den Divan verließ. Auf dem Teppich sitzend, putzte sie sich anmutig und zierlich, indem sie ihre Pfote leckte und diese dann von hinten nach vorne über ihren Kopf rieb. So, ganz von ihrer Arbeit in Anspruch genommen, beachtete sie uns nicht weiter.

„Wieso haben wir denn Katzenbesuch?“

„Sie war gestern schon mal kurz hier, bevor du nach Hause kamst, und maunzte mich ganz verzweifelt an. Ich dachte, dass sie vielleicht Hunger habe, weil sich keiner um sie kümmere, und da habe ich heute Katzenfutter gekauft. Sie muss tatsächlich lange nichts gegessen haben, denn sie machte sich über das Näpfchen her, als stehe ihr der Hungertod kurz bevor.“

Wie selbstverständlich ging die Katze auf die Terrasentür zu und erwartete ganz offensichtlich, dass sie ihr jemand öffnete.

Dieser Jemand war ich.

„Bleib nicht so lange fort, es ist kalt“, rief ihr Schneewittchen nach, und wenn ich in dem Augenblick schon gewusst hätte, wie sich die nächsten Tage gestalten würden, hätte ich Schneewittchens Aufforderung sicher nicht so kommentarlos hingenommen.

„Glaubst du, dass man sie ausgesetzt hat, oder worauf bezogen sich die Sätze, die du ihr vorgelesen hast?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete Schneewittchen. „Aber sie scheint kein Zuhause zu haben. Siehst du mal nach, ob unser Bohneneintopf gut ist?“ fragte sie über-